

Hans Waldenfels SJ

Prof. P. DDr. Hans Waldenfels SJ, 1931 geboren, trat im Jahr 1951 bei den Jesuiten ein. Er wurde 1963 in Tokio zum Priester geweiht und habilitierte sich 1976 im Fach Missionswissenschaften. Von 1977 – 1997 war er Professor für Fundamentaltheologie, Theologie der Religionen und Religionsphilosophie in Bonn sowie von 1978 – 1998 Vorsitzender des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen (IIMF).



Hans Waldenfels SJ

Das Jahr der Orden – was heißt das für uns?*

Blick zurück – Blick nach vorn

Drei Daten fließen in diesen Tagen in Dachau zusammen:

- Der Karmel Heilig Blut, am Rande des früheren Konzentrationslagers Dachau erbaut und 1964 feierlich eröffnet, feiert sein 50jähriges Bestehen.
- Gleichzeitig bereitet er sich wie alle Karmel-Gemeinschaften in der ganzen Welt auf das Jubiläum der heiligen Teresa von Avila vor, die am 28. März 1515, also im Jahr 2015 vor 500 Jahren, geboren wurde.
- Schließlich hat Papst Franziskus für den 1. Advent 2014 bis Ende 2015 ein Jahr der Orden bzw. des geweihten Lebens ausgerufen.

Nun leben wir in der Gegenwart. Gegenwart aber heißt: Hinter uns liegt eine Geschichte, unser Woher; vor uns liegt die Zukunft, unser Wohin. Wenn wir über unsere Überlegungen das „Jahr

der Orden“ schreiben, heißt das: Wir tun es hier und heute und konkret: In diesem Sinne fragen wir: Woher kommen wir, wohin gehen wir? Und was ist der Sinn von all dem?

Die Gegenwart, in der wir das bedenken, ist wie eine *Statio*, ein Innehalten in einer rasant sich ändernden Zeit. Gerade weil der Wandlungsprozess der Zeit aber so rasant verläuft, werden viele Menschen vom reinen Jetzt hinweggespült. Sie verlieren den Halt an ihre Wurzeln. Sie wissen nicht, woher sie wirklich kommen und wer sie sind. Dabei könnten sie gerade im Blick auf ein Haus und eine Gemeinschaft wie den Karmel in Dachau lernen: Hier gibt es das Innehalten. Der Karmel ist eigentlich nichts Anderes als ein Innehalten und eine Einladung, es denen gleich zu tun, die in ihm leben.

Vor wenigen Wochen besuchte mich ein indischer Schüler, – ein Karmelit, Mitglied der indischen *Carmelites of Mary Immaculate*. Der Orden – nach Jesuiten und Salesianern heute der drittgrößte Orden in Indien – wurde von Kuriakose Elias Chavara (1805-1871) gegründet. Chavara war bemüht, Brücken zwischen der Tradition der Thomaschristen, der frühen indischen Christenheit, und den nachfolgenden lateinischen Traditionen neu zu bauen. Papst Franziskus hat ihn zusammen mit einer indischen Ordensfrau am Christkönigsfest 2014 heiliggesprochen.

Ich erzähle von dem Besuch meines Mitbruders aber aus einem ganz anderen Grund. Er wurde von einem frisch verheirateten jungen indischen Ehepaar zu mir gebracht. Der junge Inder, Sohn einer nach Deutschland ausgewanderten Familie, war schon in Deutschland geboren und sprach akzentfrei Deutsch; es war schon seine Muttersprache. Seine junge Frau, mit der er nach indischem Brauch seit Mitte des Jahres verheiratet ist, war ihm nach Deutschland gefolgt und muss die Sprache erst lernen. Was mich beeindruckte, war die Geschichte ihrer jungen Ehe. Bei der Partnersuche und Heirat spielte für die Familien der beiden jungen Leute letztlich die religiöse Verankerung und Gemeinsamkeit eine ausschlaggebende Rolle. Beide sind katholisch, beide Menschen unserer Zeitgeschichte, ausgebildet für ein internationales Parkett. Das junge Paar war für mich ein Signal, was sein könnte und sein sollte, aber bei uns leider immer weniger der Fall ist: Verurzelt sein und doch mit beiden Beinen auf dieser Erde, in dieser Zeit leben, – mit einem offenen Sinn und einem weiten Herzen – letztlich vor Gott.

Blick zurück

1. Karmel

Wo sind die Wurzeln? In den vielfältigen Karmel-Gemeinschaften, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben, gibt es eine zentrale Gemeinsamkeit, die oft vergessen und übersprungen wird. Sie alle sprechen in ihrem Namen vom Karmel. Der Karmel ist bekanntlich ein Gebirge in Palästina. Er war sehr früh besiedelt und ist bekannt für seine frühgeschichtlichen Spuren und die Entdeckung früher Menschenbeine. Das Gebirge war viel umkämpft und ist zugleich ein Gebiet, das Menschen schon früh zur Gottesverehrung, zu Gebet und Einkehr eingeladen hat.

Der Karmel ist das Land des Propheten Elija¹ aus dem 9. vorchristlichen Jahrhundert, und mit ihm sind wir in der Zeit Israels und der großen Propheten, der Gottrüfer und Gottkämpfer, aber auch der Menschen, die sich von falschen Gottesbildern befreien mussten. Wir erinnern uns, wie Elija mit den Priestern des Baal gekämpft hat (vgl. 1 Kön 18,20-40) und trotz seines Sieges dann voller Angst in die Wüste floh (vgl. 1 Kön 19,3f.). Wir kennen die Szene, in der der Engel ihm Wasser und Brot brachte und ihn aufforderte, weiterzugehen und weiterzumachen (vgl. 1 Kön 19,5-8). Wir erinnern uns an die gewaltige Szene der Gott-Begegnung auf dem Berg Horeb. Das 1. Buch der Könige beschreibt sie: „*Da zog der Herr vorüber: Ein starker, heftiger Sturm, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging dem Herrn voraus. Doch der Herr war nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben. Doch der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Beben kam ein Feuer. Doch der Herr war*

nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln. Als Elija es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel, trat hinaus und stellte sich an den Eingang der Höhle.“ (1 Kön 19,11-13) Elija hörte die Botschaft und ging gestärkt und getröstet zurück in die Welt und erfüllte Gottes Auftrag.

Die Kreuzzüge werden dem Christentum gerne kritisch entgegen gehalten, wenn heute von der Gewalttätigkeit islamistischer Kämpfer die Rede ist. Sie sind zweifellos ein Thema, wenn über die Gewalt in den Religionen ganz allgemein gesprochen werden muss, und wir dürfen uns dieser Diskussion nicht entziehen. Doch darf man nicht übersehen, dass zu allen Zeiten die Sehnsucht von Christen groß war, im wahrsten Sinne des Wortes in den Fußstapfen Jesu gehen zu können. Haben nicht, wie die Jünger es bezeugten, Zeitgenossen Jesu ihn für Elija gehalten (vgl. Mt 16,14; auch 14,14; 17,3f.11ff.), der nach der Tradition in einem feurigen Wagen hinweggetragen worden war (vgl. 2 Kön 2) und dessen Wiederkunft am Ende der Tage, erwartet wurde? Wir wissen aus der Zeit der Kreuzfahrer, dass sich einige von ihnen im 12. Jahrhundert auf dem Karmel als Einsiedler niedergelassen haben². Der Karmeliterorden kennt keinen Gründer, sondern lebt aus der unmittelbaren Aufforderung zur Nachfolge Jesu und der Propheten.

Auch wenn sich die karmelitische Frömmigkeit heute vor allem mit den beiden großen Gestalten des 16. Jahrhunderts, Teresa von Avila (1515-1582) und Johannes vom Kreuz (1542-1591), den großen Kirchenlehrern des inneren Lebens, verbindet, ist es angebracht, an den palästinensischen Karmel als Ort der Gottesehnsucht und Gott-begeg-

nung zu erinnern. Denn das besagt: Dort auf dem Karmel sind wir in der Nähe Jesu, nahe seiner Heimat. Dort sind wir bei seinem jüdischen Volk und, ob wir es wollen oder nicht, in einem Land, wo bis heute gestritten wird. Dieser Streit belastet die drei abrahamitischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam, und nimmt unserem Anspruch, uns für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen, viel von seiner Glaubwürdigkeit. Nochmals: Wie bei dem Zeitgenossen der großen spanischen Mystiker Ignatius von Loyola (1491-1556) steht am Anfang der konkrete Ruf in das Heilige Land; aus ihm ergibt sich die Aufforderung, Gott überall zu suchen – überall in der Welt und in uns selbst und in den Menschen, die uns begegnen.

2. Die Juden

Wer Heiliges Land sagt, sagt zugleich „Juden“. In Verbindung mit der Erinnerung des Dachauer Jubiläums treten sie dreimal in unser Bewusstsein:

Jesus

Jesus selbst war Jude. Ich habe es eine weithin „verschwiegene Selbstverständlichkeit“ genannt³. Denn für viele traditionelle Christen ist es nach wie vor ungewohnt, von Jesus als Juden zu sprechen. In Predigten spricht man von Gottes Menschwerdung, doch wenn man Jesus in seiner Menschlichkeit wirklich verstehen will, muss man ihn in seinem historischen Ambiente sehen. Kein Wunder, dass Papst Benedikt XVI. in seinem Jesusbuch dankbar an seinen jüdischen Gesprächspartner Jacob Neusner erinnert⁴ und dass zu den ersten Veröffentlichungen, die uns Papst Franziskus nahe gebracht haben, seine

Gespräche mit dem jüdischen Rabbi Abraham Skorka gehören⁵.

Bei aller Kritik am Verhalten seines Volkes und seinem persönlichen Einsatz für die Unbeschnittenen mahnt der Apostel Paulus im Römerbrief die aus dem Heidentum stammende Christenheit mit dem bekannten Bild des einen Ölbaums, dass dieser ohne die Kraft seiner Wurzel keinen Bestand hat. Die Wurzel aber ist das Judentum, und da gilt: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“ (Röm 11,18)

Das Bild von der einen Wurzel des Ölbaums sollte unseren Blick für alle Zeiten zurechtrücken. Denn mit dem Juden Jesus von Nazareth entstammt auch seine Nachfolgegemeinschaft der jüdischen Wurzel. Für Paulus sind die Heiden der Zweig eines wilden Ölbaums, der in den edlen Ölbaum eingepropft wurde, damit er Anteil an der Kraft der Wurzel erhalte (vgl. Röm 11,17). Dieser historischen Wirklichkeit kann sich die Christenheit niemals entziehen.

Im eschatologischen Ausblick kehrt Paulus an den Anfang seiner Überlegungen zurück. Er schreibt: „Unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt.“ (Röm 11,29) Das heißt für die Juden: „Wenn du – Heide – aus dem von Natur wilden Ölbaum herausgehauen und gegen die Natur in den edlen Ölbaum eingepropft wurdest, dann werden erst recht sie als die von Natur zugehörigen Zweige ihrem eigenen Ölbaum wieder eingepropft werden.“ (Röm 11,24)

Wir Christen von heute, die wir unser Dasein weithin der Einpropfung des wilden Ölzweigs verdanken, dürfen das niemals vergessen. Was Jesus der Samariterin am Jakobsbrunnen gesagt hat, behält seine Gültigkeit: „Das Heil kommt von den Juden.“ (Joh 4,22)

Teresa von Avila

Von Teresa von Avila wissen wir, dass ihr Großvater väterlicherseits Jude war, bevor er mit seiner Familie katholisch wurde⁶. Teresas Vater war zur Zeit seiner Taufe fünf Jahre alt. Die Tatsache selbst wie auch, dass Johannes vom Kreuz vermutlich Kenntnisse von Sufi-Texten hatte, ist gleichfalls in Erinnerung zu halten. Der in Fribourg lehrende Kirchenhistoriker und Theologe Mariano Delgado hat herausgearbeitet, dass die Konvivenz, das Nebeneinander-Leben von Angehörigen der drei abrahamitischen Religionen in Spanien eine eigene Geschichte hat, die über den Beschäftigungen mit der Inquisition oft übersehen wird⁷. Dass damit ein eigenes Kapitel innerhalb der Geschichte des Karmel ausgelöst wird, belegen für uns heute zwei Namen: Edith Stein und Dachau.

Autoreninfo

Kontaktinformationen zum Autor finden Sie in der Druckausgabe

Edith Stein

Edith Stein (Sr. Teresia Benedicta a Cruce (1891-1942) stammte direkt aus einem jüdischen Elternhaus. Sie gehört in ihrer Intellektualität und der Bewältigung ihrer religiösen Krise, die am Ende zur Taufe und dann in den Karmel nach Köln führte, zu den zukunftsweisenden Frauengestalten unserer Tage. Ihre ursprünglich jüdische Herkunft blieb Grund genug, sie selbst in ihrem hol-

ländischen Zufluchtsort Echt, wohin sie sich von Köln aus mit ihrer Schwester Rosa zurückgezogen hatte, aufzuspüren und nach Auschwitz zu verschleppen. Es wird berichtet, dass sie, als sie von der SS in Echt abgeholt wurde, gesagt hat: „Komm, wir gehen für unser Volk.“⁸ Edith Stein hat auch als Christin ihre Herkunft und ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Volk niemals geleugnet⁹. In Auschwitz-Birkenau wurde sie am 9. August 1942 ermordet. Der Kreuzestod, über den sie geschrieben hat¹⁰, war für sie keine Spekulation, sondern wurde in der Gewalttätigkeit des Todes Erfahrung. Papst Johannes Paul II. hat die große Frau 1987 selig- und 1998 heiliggesprochen.

Wie schwierig es ist, die Botschaft der Sühne und der Versöhnung zu verbreiten, hat der Streit gezeigt, der um den unweit des Lagers Auschwitz-Birkenau errichteten Karmel zwischen 1985 und 1993 entbrannt ist. In Polen sahen Juden und andere kirchenkritische Kreise in der Errichtung eines Karmel einen Affront. Es kam 1986 in Genf zu internationalen Verhandlungen zwischen katholischen und jüdischen Autoritäten, katholischerseits einer Reihe von Kardinälen. Sie rieten zur Aufgabe des Karmel. Unter den Kardinälen war u.a. der französische Kardinal Jean-Marie Lustiger (1992-2007), selbst ein vom Judentum konvertierter Christ. Seine Eltern waren polnische Juden, die Anfang des 20. Jahrhunderts nach Frankreich emigrierten und während der Besatzungszeit von den Nazis deportiert wurden; seine Mutter wurde in Auschwitz umgebracht. Sehr zögerlich verliehen die Schwestern erst 1993 ihren Konvent und zogen sich aus der unmittelbaren Nähe zum Konzentrationslager

zurück. Der Streit um den Karmel in Auschwitz ist hier nicht im Detail aufzurollen. Er verdient aber erwähnt zu werden, weil er die Schwierigkeit der ersehnten Versöhnung unterstreicht und zugleich das Bemühen ins rechte Licht rückt, das in Dachau gelungen ist.

Der Karmel Heilig Blut wird 50 Jahre alt, hat also eine längere Geschichte als Auschwitz. Auch in Dachau sind Juden umgebracht worden. Die Zahl der seit dem 9. November 1938, der berüchtigten Kristallnacht, nach Dachau deportierten Juden wird mit über 10.000 aus dem ganzen Reichsgebiet angegeben. Etwa ein Viertel der zwischen 1933 und 1945 in Dachau Inhaftierten waren Juden, die am Ende aus ganz Europa, auch aus Tschechien, Ungarn, Litauen und Polen stammten. Unbestritten ist, dass die jüdischen Häftlinge in Dachau zur untersten Kategorie der Häftlinge zählten und entsprechend brutal behandelt wurden.

Da seit Ende 1940 Geistliche der verschiedenen Konfessionen vor allem in Dachau zusammengezogen wurden, ist es verständlich, dass der Pfarrerblock neben den Juden nachträglich besondere Aufmerksamkeit erfahren hat. Eine gute Anzahl von Geistlichen überlebte die Zeit und konnte über die Erfahrungen im Lager berichten. Das trug dazu bei, dass Dachau weniger unter dem Aspekt der Judenverfolgung, sondern religiös in einem jüdisch-christlichen Horizont gemeinsamer Leidensgeschichten gesehen wird.

3. Sühne und Versöhnung

In der Selbstvorstellung des Karmel heißt es zur Idee der Gründerin des Dachauer Karmel Mutter Maria Theresia: „Ging es ihr doch darum, an diesem Ort

schrecklichen Unheils eine Stätte des Gebets, ein Zeichen der Hoffnung zu errichten. Sühne als ein Versöhnungsgeschehen zu verstehen durch die Hineinnahme vergangenen und gegenwärtigen Unheils in die Erlösungswirklichkeit Jesu Christi.“ Das fasst auf ausgezeichnete Weise zusammen, worum es hier geht: um Sühne und Versöhnung kraft der von Christus bewirkten Wirklichkeit.

Ausgangspunkt ist die Einsicht, die allerdings dem heutigen Menschen oft genug schwerfällt, dass wir Menschen uns in unserem Verhalten immer wieder schuldig machen am Anderen, auch an der Welt und an der Schöpfung angesichts der Ordnung, die der Menschheit vorgegeben ist, – im gläubigen Verständnis können wir einfach sagen: vor Gott.

Der bedeutsamste Beschluss der Würzburger Synode, die nach dem 2. Vatikanischen Konzil in den Jahren 1971-1975 tagte, war das *Bekenntnis zum Glauben in unserer Zeit. Unsere Hoffnung*¹¹. Was dort im Kapitel I.4: *Vergebung der Sünden* über den sich in unserer Gesellschaft ausbreitenden „heimlichen Unschuldswahn“ gesagt wird, hat seither eher zugenommen. Es heißt dort: „Christentum widersteht mit seiner Rede von Sünde und Schuld jenem heimlichen Unschuldswahn, der sich in unserer Gesellschaft ausbreitet und mit dem wir Schuld und Versagen, wenn überhaupt, immer nur bei ‚den anderen‘ suchen, bei den Feinden und Gegnern, bei der Vergangenheit, bei der Natur, bei Veranlagung und Milieu. Die Geschichte unserer Freiheit scheint zwiespältig, sie wirkt wie halbiert. Ein unheimlicher Entschuldigungsmechanismus ist in ihr wirksam: die Erfolge des Gelingens und der Siege unseres

Tuns schlagen wir uns selbst zu; im Übrigen aber kultivieren wir die Kunst der Verdrängung, der Verleugnung unserer Zuständigkeit, und wir sind auf der Suche nach immer neuen Alibis angesichts der Nachtseite, der Katastrophenseite, angesichts der Unglücksseite der von uns selbst betriebenen und geschriebenen Geschichte.“

Das mag angesichts der Gräueltaten von Auschwitz und Dachau auf den ersten Blick nicht zutreffen, denn viele können sich, da sie Nachgeborene sind, dankbar der „Stunde der späten Geburt“ rühmen. Doch es geht ja um das Heute. Da aber stehen wir vor neuen Fragen, die unser verantwortliches Handeln herausfordern. Wenn im Gaza-Streifen, im Irak, in Syrien und sonst wo in der Welt die kriegerischen Aktionen zu Menschenmord führen und Millionenschäden verursachen, ergeht der Appell an die Hilfsbereitschaft der Nationen und immer wieder auch direkt an die Bevölkerungen der „reichen“ Länder. Das einfache Volk aber ruft nach Frieden und Versöhnung.

Fragen wir aber in unserer gott-entfremdeten, säkularisierten Welt noch hinreichend nach dem, worin Versöhnung besteht und wie sie zustande kommt? Der Gedanke der Sühne kann erst greifen, wenn wir von Schuld sprechen; er kommt erst danach. Es geht dann um Wiedergutmachung und ein Eintreten-für und zugunsten derer, die geschädigt sind.

Für den gläubig-wissenden Christen kommt dann die Gestalt des Jesus von Nazareth in den Blick, – nicht zuletzt im Bild des Lammes, auf das Johannes der Täufer hinweist in Worten, die wir in der Liturgie der Kirche ständig wiederholen: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde

der Welt hinwegnimmt!“ (Joh 1,29) Dazu gehören auch die Worte Jesu: „Das ist mein Blut, das Blut, das für viele vergossen wird.“ (Mk 14,24par). Und: „Auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ (Mk 10,45)

Wir können an dieser Stelle nicht in die umfangreiche Diskussion um Sühne und Versöhnung eintreten¹². Die einfache Rede vom „Dasein-für“ oder der „Stellvertretung-an-Stelle-von“ ist den meisten Menschen selbst am Rande der Glaubensexistenz nachvollziehbar¹³. Denn glücklicherweise gibt es den Einsatz zugunsten anderer in Not auch heute noch in viel höherem Maße, als es vielen bewusst ist.

Deshalb ist in einem vordergründigen Sinne selbst die Hingabe des Blutes verständlich. Der Name des Dachauer Karmel – Heiliges Blut – spricht von Jesus, von seinem am Kreuz verflommenen Blut und dem „für uns“. Selbst wenn wir an der Feier der Eucharistie Teilnehmenden bekennen: „*Geheimnis des Glaubens*“ und dabei vor einem tiefen, unerschöpflichen und uneinholbaren Geheimnis stehen, können wir Christen Suchende und Fragende ein Stückweit auf den Weg unseres Verstehens (und Nicht-Verstehens) mitnehmen.

Blick nach vorne

Damit stehen wir an der Wende zur Zukunftsorientierung. Wir stehen vor dem Beginn des von Papst Franziskus ausgerufenen „Jahres der Orden“ und fragen, was es für uns bedeutet. Der Rückblick auf 50 Jahre Dachauer Karmel mahnt uns, in verschiedene Richtungen zu schauen.

Prophetisch¹⁴

Der Karmel ist ursprünglich das Land des Elija, Land der Propheten. Das Jahr der Orden ist ausgerufen von einem Papst, der selbst Ordensmann ist. Für ihn sind Ordensleute Propheten, wie er es deutlich im Interview mit dem italienischen Jesuiten Antonio Spadaro ausgesprochen hat: „Ordensleute sind Propheten. Sie sind diejenigen, die eine Nachfolge Jesu gewählt haben, die sein Leben im Gehorsam gegen den Vater nachahmt, Armut, Gemeinschaftsleben und Keuschheit. In diesem Sinn dürfen die Gelübde nicht zu Karikaturen werden, sonst wird zum Beispiel das Gemeinschaftsleben zur Hölle, die Keuschheit zum Leben als alter Junggeselle. Das Gelübde der Keuschheit muss ein Gelübde der Fruchtbarkeit sein. In der Kirche sind Ordensleute besonders berufen, Propheten zu sein, die bezeugen, wie Jesus auf dieser Erde gelebt hat, und die zeigen, wie das Reich Gottes in seiner Vollendung sein wird. Ein Ordensmann oder eine Ordensfrau darf nie auf Prophetie verzichten. Das bedeutet nicht, das man sich gegen die hierarchische Seite der Kirche stellt, wenn die prophetische Funktion und die hierarchische Struktur nicht übereinstimmen. Ich spreche von einem positiven Vorschlag, der aber keine Angst machen darf. Denken wir daran, was so viele große heilige Mönche, Ordensfrauen und -männer seit dem Abt Antonius getan haben. Prophet zu sein, bedeutet manchmal, laut zu sein – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Prophetie macht Lärm, Krach – manche meinen ‚Zirkus‘. Aber in Wirklichkeit ist es ihr Charisma, Sauerteig zu sein. Die Prophetie verkündet den Geist des Evangeliums.“¹⁵

Man spürt, wie der Papst um die angemessene Sprache ringt, um auszudrücken, worum es ihm geht. Sicher geht es ihm nicht um eine wissenschaftliche Beschreibung des Prophetischen, auch nicht um kirchenrechtliche Fragen. Eher erinnert er an prophetische Gestalten,

- an die alttestamentlichen Propheten in ihrem provokativen Auftreten, angefangen von Mose über Elija bis zu den Schriftpropheten Jesaja, Jeremia und Ezechiel, Amos und Hosea und anderen Gestalten, wie sie im Hintergrund ihrer Schriften sichtbar werden,
- in der Zeit Jesu an Johannes den Täufer,
- an prophetische Gestalten der Kirchengeschichte, Franz von Assisi (1181/2-1226), Frauen wie Katharina von Siena (1347-1380), später Teresa von Avila und Therese von Lisieux,
- in unseren Tagen an Mutter Teresa von Kalkutta (1910-1997), in Lateinamerika an Oscar Romero (1917-1980), an Ignacio Ellacuría (1930-1989), der am 16. November 1989, vor 25 Jahren, zusammen mit fünf Mitbrüdern, der Haushälterin und ihrer Tochter in El Salvador ermordet wurde, an Dom Helder Camara (1909-1999). Die Erwähnung der beiden Bischöfe macht deutlich, dass das Prophetische sich nicht auf Ordensleute beschränkt, sondern die ganze Kirche prägt. In der Morgenmesse des 16. Dezembers 2013 soll Papst Franziskus gesagt haben: „Alle Getauften sind Propheten. Herr, lass niemals dein Versprechen in Vergessenheit geraten! Lass uns niemals müde werden, vorwärtszugehen! Gib, dass wir uns niemals nur auf das

Gesetz beschränken! Herr, befreie dein Volk vom Geist des Klerikalismus und hilf uns durch den Geist prophetischer Worte!“¹⁶

Die Nennung der großen Gestalten der Kirche bis in unsere Tage erinnert aber daran, dass die Kirche sehr lange vergessen hat, dass das Prophetische im Neuen Testament zu den grundsätzlichen Begabungen der Kirche gehörte und auch später nicht einfach gestorben ist. Wir sprechen heute wieder unbefangener vom Prophetischen in der Kirche. Nach Eph 2,20 sind wir „auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut“ (vgl. Eph 3,5). Propheten waren in der frühen Kirche Amtsträger oder charismatisch Begabte wie die Apostel, die Evangelisten, wie Hirten und Lehrer (vgl. 1 Kor 12,28-30; Eph 4,11). Das war der Fall, auch wenn von Anfang an die Unterscheidung zwischen falschen und wahren Propheten notwendig war (vgl. Mt 7,15-20; 1 Thes 5,19-21; 1 Joh 4,1-3 u.ö.).

In der Folgezeit sind zwei Entwicklungen zu beobachten: (1) Die Prophetie wurde immer stärker mit der wahren Lehre identifiziert, die in Christus ihre volle Gestalt erreicht hat. (2) Das kirchliche Lehramt in seinen episkopalen Vertretern sah sich (spätestens in nachtridentinischer Zeit) in der Verfügungsgewalt über die Lehre, so dass in der Bekämpfung der Häresie das Prophetische seine Bedeutung für die Kirche mehr und mehr verlor und am Ende höchstens als Privatoffenbarung geduldet wurde¹⁷.

Zu einer Wiederentdeckung des Prophetischen ist es erst in unseren Tagen gekommen. Dabei kommt es zu auffälligen Korrekturen an der Sicht des Prophetischen und zu einer Wiedergewin-

nung ihres kreativ-kritischen Potentials. Anstöße dazu kommen vielfach von den Rändern der Kirche, aus den sogenannten jungen Kirchen, auch von außerhalb der katholischen Kirche. Zweifellos kommt dabei den Orden erneut eine nicht zu übersehende Bedeutung zu. Vor allem aber ist auf die Rolle der Frauen in der Kirche zu achten.

Dass es innerkirchlich nach wie vor zu Spannungen zwischen den Orden und der kirchlichen Hierarchie kommen kann, weiß Papst Franziskus. Deutlich hat er das am 6. Juli 2013 bei einer Audienz für die Leitung der Confederación Latinoamericana y Caribeña de Religiosos y Religiosas (CLAR) zur Sprache gebracht: „Ihr werdet Fehler machen, ihr werdet anderen auf die Füße treten. Das passiert. Vielleicht wird sogar ein Brief der Glaubenskongregation bei euch eintreffen, in dem es heißt, dass Ihr dies oder jenes gesagt hättet... Macht Euch darüber keine Sorgen. Erklärt, wo Ihr meint erklären zu müssen, aber macht weiter. ... Macht die Türen auf. Tut dort etwas, wo der Schrei des Lebens zu hören ist. Mir ist eine Kirche lieber, die etwas falsch macht, weil sie überhaupt etwas tut, als eine Kirche die krank wird, weil sie sich nur um sich selbst dreht.“¹⁸

Das ist eine andere Sprache, als sie noch das Ordensdekret des 2. Vatikanischen Konzils gesprochen hat. Dennoch steht hinter ihr die Theologie des Konzils, die sich von Lateinamerika her in den Äußerungen des argentinischen Papstes Gehör verschafft¹⁹.

Unterscheidung der Geister und die Frauen

Wo von Prophetie die Rede ist, ist immer von der Unterscheidung der Geister

zu sprechen. Ihre Notwendigkeit ist unbestritten. Weniger klar ist freilich, wem die Unterscheidung der Geister letztlich zukommt und welche Rolle Frauen dabei spielen.

Mir liegt ein neuer römischer Fragebogen der Kongregation für das geweihte Leben aus dem Jahr 2014 vor. Er betrifft wieder einmal die kontemplativen Frauenklöster. Nahe bei unserem Thema „Prophetie“ wird unter Nr. 3.a gefragt: „Zu welcher Prophetie in der Kirche und in der heutigen Gesellschaft ist das vollkommen kontemplative Leben gemäß dem Charakter und der charismatischen Eigentümlichkeit des eigenen Ordens berufen?“

Eine solche Anfrage ist überaus verwunderlich, erst recht in der Zeit von Papst Franziskus. Dabei ist es in den letzten Jahrzehnten immer wieder gerade im Hinblick auf den Karmel und seine Frauenklöster zu Rückfragen gekommen²⁰. Angesichts der von Papst Franziskus betonten prophetischen Begabung der Ordensleute, Männer wie Frauen, fragen wir uns:

- Wird das Prophetische hier nicht am Ende auf ängstliche Weise in Frage gestellt? Wie kann man eine Prophetie bestimmen, die sich noch gar zu Wort gemeldet hat? Was heißt hier: „Zu welcher Prophetie“?
- Sodann: Wer will hier über die Prophetie das Urteil sprechen? In Nr. 1 desselben Fragebogens geht es um die Autonomie der Frauenklöster. Angesprochen wird (a.) die besondere Aufsicht des Diözesanbischofs und (b) die Anbindung an den „entsprechenden männlichen Orden“. Außenstehende Männer verfügen hier also nach wie vor über das Innenleben von Frauengemeinschaften.

- Man fragt sich: Wie geht man hier immer noch mit Frauen um? In einer Zeit, in der überall in der Welt die Rechte der Frauen betont werden, wirkt es merkwürdig, dass aus Rom immer noch solche Fragebögen verschickt werden. Hat nicht Papst Franziskus zu Antonio Spadaro gesagt: „Der weibliche Genius ist nötig an den Stellen, wo wichtige Entscheidungen getroffen werden. Die Herausforderung heute ist: reflektieren über den spezifischen Platz der Frau gerade auch dort, wo in den verschiedenen Bereichen der Kirche Autorität ausgeübt wird.“²¹

Und steht nicht in *Evangelii gaudium* (= EG) Nr. 103 zu lesen: „Ich sehe mit Freude, wie viele Frauen pastorale Verantwortungen gemeinsam mit den Priestern ausüben, ihren Beitrag zur Begleitung von Einzelnen, von Familien oder Gruppen leisten und neue Anstöße zur theologischen Reflexion geben. Doch müssen die Räume für eine wirksamere weibliche Gegenwart in der Kirche noch erweitert werden. Denn ‚das weibliche Talent ist unentbehrlich in allen Ausdrucksformen des Gesellschaftslebens; aus diesem Grund muss die Gegenwart der Frauen auch im Bereich der Arbeit garantiert werden‘ [Kompendium der Soziallehre der Kirche] und an den verschiedenen Stellen, wo die wichtigen Entscheidungen getroffen werden, in der Kirche ebenso wie in den sozialen Strukturen.“²²

Hier sind also nicht zunächst Rückfragen an die Frauenklöster zu stellen. Vielmehr müssen sich die kirchlichen Autoritätsträger fragen lassen, mit welchen Kriterien sie zu einer Unterscheidung der Geister im Hinblick auf das Prophetische in der Kirche gelangen

und wieso sich immer noch Männer das Urteil über Frauenklöster anmaßen. Das Urteil über das spirituelle Leben folgt ohnehin eigenen Gesetzen. Ein Grundgesetz für das individuelle geistliche Leben besteht darin, dass jemand nur soweit urteilen kann, als er selbst auf dem Weg der inneren Gottbegegnung vorangeschritten ist. In einer Ordensgemeinschaft verbindet sich die Situation des einzelnen Mitglieds bzw. einer in sich geschlossenen Gemeinschaft mit der Frage nach dem ursprünglichen Charisma. Insofern als Charismata paulinisch zum Aufbau der Kirche geschenkte Gnadengaben sind, spricht die Kirche zweifellos bei der Prüfung mit; es bleibt aber die Frage nach den Subjekten, die die Unterscheidung der Geister vornehmen.

Im Falle des Karmel ist daran zu erinnern, dass der selige Papst Paul VI. am 27. September 1970 die heilige Teresa von Avila unter die Kirchenlehrer eingereiht hat. Diese Entscheidung war revolutionär, weil erstmals eine Frau als Lehrerin der Kirche anerkannt wurde. Der Karmelit Otger Steggink sprach seinerzeit von einer „fruchtbaren Wechselwirkung zwischen ihrer typisch weiblichen religiösen Erfahrung und der Theologie ‚gelehrter Männer‘“. Wie ist es möglich, dass über 40 Jahre später immer noch männliche Vertreter einer römischen Kongregation in dem oben beschriebenen Tonfall Fragen an Frauengemeinschaften richten können? Müssten solche Gespräche nicht längst auf einer Ebene geführt werden, die der Autorität, die sich in weiblichen spirituellen Erfahrungen zeigt, gerecht wird? Müssten nicht längst Frauen auf der Leitungsebene in die geistliche Urteilsfindung einbezogen, wenn schon Prü-

fungen der in den römischen Fragebögen zutage tretenden Fragen erforderlich sein sollten?

Typisch ist, dass immer noch Fragen nach dem kontemplativen Leben und der Klausur wiederkehren, die doch jahrelang besprochen worden sind. Gerne wiederhole ich, was ich 1992 zur christlichen Kontemplation in ihrem Weltverhältnis und entsprechend zur Klausur gesagt habe: „Christliche Kontemplation ist von ihrem Wesen her in einem Miteinander von Sammlung und Teilgeben, empfangendem Schweigen und auf eigene Weise wirksamem apostolischen Tun beschlossen. Christliche Kontemplation besteht eben nicht in einer radikalen Abkehr von der Welt, sondern um der Liebe willen aus der Gottverbundenheit und Christusförmigkeit heraus in einer mitleidenden Zuwendung zu den Suchenden, Irrenden, Armen und Verlassenen in dieser Welt. Wenn es Sache der Männer im Orden ist, die Menschen heute zur Erkenntnis und Erfahrung einer innigen Gottesgemeinschaft zu führen, kann man die Frauen desselben Ordens von dieser Aufgabe heute nicht mehr ausschließen.“²³

Und zur Klausurfrage: „Die äußeren und äußerlichen Bestimmungen verstellen am Ende doch in hohem Maße das, worum es geht, dass im Menschen und für den Menschen der innere und äußere Raum wächst, in dem sich die Gottverbundenheit entfalten kann zu geschwisterlicher Gemeinschaft in Stille und Einfachheit, aber auch Mitleiden und Solidarität. Im Grund dient die äußere Klausur dem Aufbau einer inneren Klausur, die sich selbst wieder in das Geschehen der Kontemplation und der gelebten Loslösung und Freiheit einfügt.“

Was die heilige Edith Stein schon vor Jahrzehnten in einem Brief geschrieben hat, trifft sich auf auffallende Weise mit der Sprache von Papst Franziskus: „In der Zeit unmittelbar vor und noch eine ganze Weile nach meiner Konversion habe ich gemeint, ein religiöses Leben führen heiße alles Irdische aufgeben und nur im Gedanken an göttliche Dinge leben. Allmählich habe ich aber einsehen gelernt, dass in dieser Welt anderes von uns verlangt wird und dass selbst im beschaulichen Leben die Verbindung mit der Welt nicht durchschnitten werden darf; ich glaube sogar, je tiefer jemand in Gott hineingezogen wird, desto mehr muss er auch in diesem Sinn ‚aus sich herausgehen‘, d.h. in die Welt hinein, um das göttliche Leben in sie hineinzutragen. Es kommt nur darauf an, dass man zunächst einmal in der Tat *einen stillen Winkel* hat, in dem man mit Gott so verkehren kann, als ob es sonst überhaupt nichts gäbe.“²⁴

„Sentire in Ecclesia“

Alle Gaben der Kirche, auch die Charismen der Orden, sind – wie gesagt – der Kirche zu ihrem Aufbau geschenkt. Für den Gründer des Jesuitenordens Ignatius von Loyola ist die Unterscheidung der Geister daher zutiefst verbunden mit dem „wahren Gespür in der Kirche“, dem *Sentire in / cum Ecclesia*. In den Geistlichen Übungen hat er dazu eine Reihe von Regeln zusammengestellt (vgl. Nr. 352-370). Dabei ist allerdings auf das Verständnis von Kirche zu achten, das in seiner Zeit verbreitet war. Ignatius spricht von „unserer heiligen hierarchischen Mutter Kirche“, der wir bereitwillig zu gehorchen haben (vgl. Nr.353). Im Blick auf die Heilige Schrift und den theologischen Ansatz des 2.

Vatikanischen Konzils tun wir aber gut daran, das Verständnis von Kirche zu überprüfen.

„Gehorchen“ enthält das Wort „hören“. Christsein ist wesentlich geprägt vom Hören des Wortes Gottes²⁵. Das Wort schlechthin aber ist in Jesus von Nazareth Mensch geworden. „Gehorsam“ vollzieht sich folglich wesentlich im Blick auf die Gestalt Jesu. Vermutlich leidet die heutige Kirche darunter, dass angesichts der Gottentfremdung zu wenig verkündet wird, dass wir es mit Gott zu tun haben, der sich in Jesus ein menschliches Gesicht gegeben hat und der in seiner mit uns gelebten Menschlichkeit für uns berührbar und in seiner Lebensexistenz Wort geworden ist. Gott ist im christlichen Verständnis mehr als der unbeschreibliche und unbegreifliche Horizont hinter alle Dingen, mehr als die absolute Essenz alles Seienden, keine abstrakte Größe, die uns die Sprache verschlägt. Der lebendige Gott begegnet uns im christlichen Glaubensverständnis mit einem menschlichen Antlitz und spricht uns an. Für Papst Franziskus ist die Kirche entsprechend die leibhaftig fortlebende Jesusgemeinschaft, Leib Christi, Jesus nachfolgende Gesellschaft, „Volk Gottes“.

„Volk Gottes“ aber spricht von einer Realität, weniger von einer Idee. „Volk Gottes“ ist das pilgernde Volk in der Wüste, von dem das Alte Testament spricht. Die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* (= LG) hat es in ihrem 2. Kapitel aktualisiert. Das „Volk“ findet seine Fortsetzung in der Kirche und zwar in all seinen Gliedern und zu allen Zeiten. Es lebt überall in der Welt fort, wo es sich im Namen Gottes sammelt. Papst Franziskus verbindet den Gedanken des Volkes Gottes auf neue Weise mit dem

Gedanken des „Volkes“, aus dem wir selbst kommen. Für ihn als Argentinier verbindet sich das Volksein der Kirche mit seiner Heimat, seinem Volk²⁶. Theologisch ist er zutiefst geprägt von einer Theologie des Volkes Gottes²⁷.

Einige Grundsätze des Kircheseins müssen sich gerade im Ordensleben immer neu Ausdruck verschaffen, die Papst Franziskus mit der Wahl des Namens „Franziskus“ auf seine Weise konkretisiert²⁸: Denn es sind vor allem die franziskanischen Gemeinschaften, die in ihrer geschwisterlichen Freundschaft und Offenheit sich in der ganzen nachfolgenden Geschichte immer wieder in den Punkten erneuert haben, die dem jetzigen Papst so sehr am Herzen liegen.

„Man muss ganz unten anfangen.“²⁹

„Unten“ heißt in der Familie, im kleinen Kreis, „vor Ort“, bei den Randständigen, Armen und Verlassenen, in den Orden in der kleinen Gemeinschaft vor Ort. Viel zu lange haben wir das „Oben“, – und damit verbunden – das Zentrum betont und uns vor allem darin verortet gesehen. Für Papst Franziskus ist „dezentral“ ein Schlüsselwort: Wir selbst sind nicht das Zentrum und stehen nicht im Mittelpunkt. Das findet Ausdruck in der Aufforderung, an die Grenzen zu gehen, mit den Menschen an den Rändern der Existenz zu leben und für sie da zu sein. Dazu sind wir nicht zuletzt als Ordensleute aufgefordert. Wir sollen „dezentriert“ leben und die Menschen an den Rändern des Lebens nicht aus dem Auge verlieren. „Armut“ wird dabei gleichsam zu einem umfassenden Begriff, der nicht nur die materielle Armut und den Verzicht auf materielle Güter meint, sondern den Blick auf die geistige und spirituelle Armut richtet, die viele Menschen

auf ein Niveau fallen lässt, das man nicht mehr „menschlich“ nennen kann. Franziskus sagt das im Blick auf Jesus und seine dienende Nähe bei den Menschen. Jesu Existenz war bestimmt vom Dienst an den Menschen und der Freundschaft mit den Menschen. Nachfolge Jesu bedeutet daher stets dienende Hingabe.

„Das Volk ist das Subjekt.“³⁰

Zu lange haben die Glieder der Kirche bei uns den Eindruck erweckt, Objekte der Betreuung zu sein. Wir werden auch in unseren klösterlichen Gemeinschaften zu Überprüfungen kommen und uns fragen müssen, ob wir hinreichend die geistgeschenkte Freiheit der Töchter und Söhne Gottes ausstrahlen. Sehr behutsam arbeitet Papst Franziskus an einer vorsichtigen Selbstbeschränkung seiner eigenen päpstlichen Autorität (vgl. EG Nr. 16.32.184). Umso entschiedener spricht er wiederholt von der Unfehlbarkeit des Volkes Gottes im Glauben.³¹ Er hat es schon als argentinischer Kardinal getan und in seiner Schlussrede an die zur Außerordentlichen Synode 2014 versammelten Kardinäle wiederholt.

Dabei sind zwei Dinge zu beachten: Schon das 2. Vatikanische Konzil hat in LG Nr. 12 festgestellt, dass die Gesamtheit des Gottesvolkes im Glauben nicht irren kann. Papst Franziskus weiß sich also deutlich auf den Spuren des Konzils. Doch dann vertieft er die Aussage noch, indem er schreibt, dass das Volk Gottes „wenn es glaubt, sich nicht irrt, auch wenn es keine Worte findet, um seinen Glauben auszudrücken“ (EG Nr. 119; vgl. Nr. 125). Und er fügt hinzu: „Die Gegenwart des Geistes gewährt den Christen eine gewisse Wesensgleichheit mit den göttlichen Wirklich-

keiten und eine Weisheit, die ihnen erlaubt, diese intuitiv zu erfassen, obwohl sie nicht über die geeigneten Mittel verfügen, sie genau auszudrücken.“

Stärker als seine Vorgänger im Amt betont Franziskus, dass nicht das Wort, sondern die Tat über das wahre Christsein entscheidet, wie es im Gerichtsgleichnis Mt 25 zum Ausdruck kommt: Wir werden einst nicht nach dem beurteilt, was wir sagen, sondern nach dem, was wir den Geringsten unserer Brüder und Schwestern tun.

Im Übrigen wird man Ordensfrau und Ordensmann nicht durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten kirchlichen Stand. Ordensleute sind nicht von Haus aus Priester in Unterscheidung zu den „Laien“. Wenn aber Männer wie Frauen trotzdem ganz allgemein in priesterlicher Existenz leben (vgl. 1 Petr 2,4f.), geschieht das aufgrund von Taufe und Firmung, durch die sie mündige Mitglieder des Volkes Gottes sind (vgl. LG Nr. 10). Ordensleute sind zunächst einfach Christenmenschen, die in der Kraft der in den Basissakramenten verliehenen Gnade ihr Leben gestalten. Das aber sollen sie mit Freimut und prophetisch tun.

Dass die Orden in ihrer Existenz wie ein sperriges Phänomen in der Kirche wirken, beweist die Tatsache, dass das Konzil einerseits ausdrücklich feststellt: Der Ordensstand ist „kein mittlerer zwischen der klerikalen und der laikalen Stellung“ (LG Nr. 43). Andererseits widmet das Konzil den Ordensleuten in der Kirchenkonstitution ein eigenes Kapitel: Kapitel 6. Wegweisend bleibt aber darin der Satz: „Die Ordensleute sollen aufmerksam darauf achten, dass durch sie selbst die Kirche tatsächlich von Tag zu Tag sowohl den Gläubigen als auch den Ungläubigen Christus besser zeigt, sei

es, wie Er auf dem Berg Betrachtung hält oder den Scharen das Reich Gottes ankündigt oder die Kranken und Verwundeten heilt und die Sünder zu guter Frucht bekehrt oder die Kinder segnet und allen wohl tut, stets aber dem Willen des Vaters, der Ihn gesandt hat, gehorsam.“ (LG Nr. 46)

Hier wird auf sehr einfache Weise klar gesagt, worum es in jedem Ordensleben, bei Männern und Frauen, gehen muss: Wir sind Menschen, die sich von Jesus angeschaut wissen, und wir schauen Ihn an; wir erkennen in Ihm Gottes Gegenwart unter den Menschen; wir verkünden Ihn kraft Seines Geistes als Seine Zeugen in unserem Leben und sind dabei – mit Ihm wie Er – im Sinne der Nachfolgegemeinschaft Kirche mitten unter den Menschen.

Warum sollte das nicht nach wie vor gerade in den religiösen Gemeinschaften gelingen, wenn sie nur Gottes Freundschaft zu den Menschen ausstrahlen? Das freilich müssen sie tun.

.....

* Dieser Beitrag wurde am 22. November 2014 als Festvortrag zum 50-jährigen Bestehen des Dachauer-Karmel gehalten.

- 1 Vgl. zur facettenreichen Geschichte der Elija-Gestalt Art. Elija I-VII, in LThK³ 3, 595-598.
- 2 Vgl. Art. Karmel (I) (Reinhold Bohlen), in LThK³ 5, 1251f. Waltraud Herbstrith, Ursprung und Entwicklung des Karmelordens, in Ulrich Dobhan / Veronika Elisabeth Schmitt (Hg.), Karmel in: Deutschland. Information – Reflexion. München 1981, 30-36; dies., Teresa von Avila. Lebensweg und Botschaft. München 1999, 27f.
- 3 Vgl. Hans Waldenfels, Er war Jude, in: Florian Bruckmann / René Dausner (Hg.), Theologie angesichts der Anderen.

Gespräche zwischen christlichem und jüdischem Denken. Paderborn 2013, 685-701, bes. 688-693.

- 4 Vgl. Joseph Ratzinger – Papst Benedikt XVI. Jesus von Nazareth. Erster Teil. Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung. Freiburg 2007, 99; das folgende Zitat: 136f.; Jacob Neusner, Ein Rabbi spricht mit Jesus. Ein jüdisch-christlicher Dialog. Freiburg 2007.
- 5 Vgl. Jorge Bergoglio (Papst Franziskus) / Abraham Skorka, Über Himmel und Erde. München 2013.
- 6 Vgl. Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens. Vollständige Neuübertragung. Gesammelte Werke Bd. 1. Hg., übersetzt und eingeleitet von Ulrich Dobhan OCD / Elisabeth Peeters OCD. Freiburg u.a. 2013, 17.
- 7 Zur religiösen Konvivenz in der Zeit Teresas vgl. von Mariano Delgado: Juden und Christen in Spanien. Anmerkungen zu einem wichtigen Kapitel europäischer Geschichte, in StZ 214 (1996) 111-123; Zwischen Duldung und Verfolgung. Das Schicksal der Juden im christlichen Spanien, in: Rainer Kampling / Bruno Schlegelberger (Hg.), Wahrnehmung des Fremden. Christentum und andere Religionen. Berlin 1996, 155-189; Der Mythos „Toledo“ – Zur Konvivenz der drei monotheistischen Religionen und Kulturen im mittelalterlichen Spanien, in: Sabine Hering (Hg.), Toleranz – Weisheit, Liebe oder Kompromiss? Multikulturelle Diskurse und Orte. Opladen 2004, 69-91; „Oh Blindheit, oh Bosheit in ganz Spanien verbreitet“. Die Kontroverse um die *limpieza de sangre* im frühneuzeitlichen Spanien, in: Peter Burschel / Christoph Marx (Hg.), Reinheit (= Veröffentlichungen des Instituts für historische Anthropologie e.V., Bd. 12), Wien / Köln / Weimar 2011, 389-420.
- 8 Vgl. Waltraud Herbstrith, Verweilen vor Gott. Mit Theresa von Avila, Johannes vom Kreuz und Edith Stein. Kevelaer 1993, 94.
- 9 Vgl. Waltraud Herbstrith, Edith Stein. Jüdin und Christin. München / Zürich / Wien 2019.

- 10 Vgl. Edith Stein, Kreuzeswissenschaft. Studie über Johannes a Cruce (= Werke. Bd. I). Louvain / Freiburg ²1995.
- 11 Vgl. den Text in Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg u.a. ²1976, 84-111.
- 12 Vgl. die Übersichtsartikel in LThK3, Art. Sühne I-VI, in LThK³ 9, 1097-1105; Art. Versöhnung I-VIII, in LThK³ 10, 719-727.
- 13 Vgl. Hans Waldenfels, Kontextuelle Fundamentaltheologie. Paderborn ⁴2005, 264f. 277. 279-282; zur Stellvertretung Karl-Heinz Menke, Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie. Einsiedeln / Freiburg 1991.
- 14 Im folgenden Abschnitt greife ich – auch in wörtlichen Formulierungen – auf zwei frühere Arbeiten zurück: Mission und Prophetie, in Mariano Delgado / Michael Sievernich (Hg.), Mission und Prophetie im Zeitalter der Interkulturalität. St., Ottilien 2011, 23-35; Die Orden nach Vaticanum II und der interreligiöse Dialog (unveröffentlichter Vortrag in Salzburg 2014).
- 15 Antonio Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus. Hg. von Andreas Batlogg SJ. Freiburg / Basel / Wien 2012, 52f.
- 16 Niklaus Kuster / Martina Kreidler-Kos, Der Mann der Armut. Franziskus – ein Name wird Programm. Freiburg 2014, 94f.
- 17 Vgl. dazu die Art. Propheten, Prophetie u.ä. in SM 3, 1315-1321 (Karl Rahner); LRel, 512-515 (Franz-Lothar Hossfeld / Ellen Reuter); LThK³ 8, 633-635 (Jürgen Werbick); RGG 6, 1702-1708 (David E. Aune); auch Art. Evangelische Räte / Prophetische Lebensstile (Paul M. Zulehner) in PLSp 352-356. Einen neuen Versuch einer kurzen Geschichte der Prophetie von der Bibel bis heute bietet Bernhard Lang in NHThG (Neuausgabe 2005) 3, 418-429.
- 18 Zitiert nach Hans Waldenfels, Sein Name ist Franziskus. Der Papst der Armen. Paderborn 2014, 83.
- 19 Vgl. Margit Eckholt, „... bei mir erwächst die Theologie aus der Pastoral“. Lucio Gera – ein „Lehrer in Theologie“ von Papst Franziskus, in StZ 232 (2014).
- 20 Vgl. Friedrich Wulf, Konfliktlösung in der Kirche? Zur Auseinandersetzung um das Erbe Teresas von Avila, in StZ 205 (1987), 491-493; Hans Waldenfels, Frauen in der Kirche. Fallbeispiel: Karmelitinnen, in StZ 210 (1992), 673-684.
- 21 Antonio Spadaro, Interview (A. 15), 56; vgl. Niklaus Kuster / Martina Kreidler-Kos (A. 16), 64-87.
- 22 Wir zitieren das Apostolische Schreiben nach Papst Franziskus, Die Freude des Evangeliums. Freiburg u.a. 2013 mit EG + Nr. im Text.
- 23 Hans Waldenfels, Frauen (A. 19), 682; das folgende Zitat: 683.
- 24 Edith Stein, Selbstbildnis in Briefen T. I: 1916-1934, in Gesammelte Werke. Bd. 8. Freiburg 1976, 45 (Brief 45). Vgl. dazu die Einladung des Papstes zum „Herausgehen“ in Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 29f. 56f. 81f. 118 u.ö.
- 25 Vgl. Hans Waldenfels, Der Glaube kommt vom Hören, in ThPQ 4/2011, 363-369.
- 26 Vgl. u.a. Jorge Mario Bergoglio – Papst Franziskus, Die wahre Macht ist der Dienst. Freiburg u.a. 2014, 121-134.
- 27 Vgl. dazu ausführlicher Daniel Deckers, Papst Franziskus. Wider die Trägheit des Herzens. München 2014, 88-101. 111-116. 149-157.
- 28 Vgl. Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 91-113; Niklaus Kuster / Martina Kreidler-Kos (Hg.) (A. 16).
- 29 Antonio Spadaro, Interview (A. 15), 48; zum Folgenden ausführlicher Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 71-89. 122-124 129-131.
- 30 Antonio Spadaro, Interview (A. 15), 41.
- 31 Dazu ausführlicher Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 76-78. 123f.; ders., Das Gottesvolk ist unfehlbar, in Christ & Welt = Beilage der ZEIT, Nr. 32 (31. Juli 2014), 2.